

Die verborgene Kirche des Grals

Brennpunkt Rennes-le-Château

von Sabina Marineo

Leseprobe – Auszug 3. Kapitel

Oktagon und Templum Domini

Albrecht von Scharfenberg, der ungefähr fünfzig Jahre nach Wolfram von Eschenbachs Poem mit seinem Werk „*Der jüngere Titurel*“ an dieses anknüpfen wollte, war sich ebenso sicher, der Templerorden besitze das Geheimnis des Grals. Er erzählt, dass der Stammvater der Gralsfamilie Titurel, als er einen Tempel in Munsalvaesche errichten ließ, um den heiligen Gral zu hüten, zwölf „Tempeleisen“ als Wächter bestimmte. Ein Großmeister war das Oberhaupt der Mönchsritter, und die Gralskapelle spiegelte die „*strahlende Form eines Oktogons*“ wider.

Dieser Vergleich Scharfenbergs spielt in unseren Forschungen eine sehr wichtige Rolle, denn der in einem Achteck dargestellte Kelch entspricht einem der typischen Symbole aus der Gral-Ikonographie.

Wir wissen, dass die Templer sich nicht nur am Bau der großen Kathedralen beteiligten. Sie ließen eine Vielzahl von Kapellen und Kirchen errichten. Heute noch rätselt man über die geheimnisvollen Riten, die die Mönchsritter in diesen Gebäuden praktizierten. Denn es scheint so gewesen zu sein, dass Außenstehende zu ihren Versammlungen nicht zugelassen wurden.

Später, nach der Auflösung des Ordens, zerstörte man die Templerkirchen fast überall. Nur wenige dieser rätselhaften Bauten überlebten die Jahrhunderte und existieren noch heute. Dennoch, offiziell werden viele von ihnen nicht als templerische Bauwerke anerkannt: Es fehlen ältere Dokumente, die die Urheberschaft der Mönchsritter darlegen, und meistens weigern sich die Historiker, den Templerorden in direkte Verbindung mit den Bruderschaften der Baumeister zu bringen. Aber die Hinweise, die auf eine Zusammenarbeit dieser beiden Orden hindeuten, sind sowohl aus der Struktur der Bruderschaften als auch aus bestimmten Merkmalen der sakralen Gebäude deutlich erkennbar.

Einige Templerkapellen zeigen einen oktagonalen, andere hingegen einen runden Grundriss. Diese zwei Bauformen, die dem Plan von Scharfenbergs Gralstempel entsprechen, spiegeln zugleich das architektonische Modell der orientalischen Sakralgebäude wider.

Der Grundriss des Felsendoms in Jerusalem, das islamische Bauwerk, das von den Rittermönchen zum „Templum Domini“ auserkoren und im Jahr 1142 entsprechend geweiht wurde, basiert auf einem Achteck. In seinem Buch „*Der Felsendom und die Wallfahrt nach Jerusalem*“ schreibt Prof. Werner Caskel, dass der Jerusalemer Felsendom von den Tempelrittern in Europa durch ihre Miniaturkirchen nachgeahmt wurde: Eine davon befindet sich in Cambridge.

Die enge Beziehung des Templerordens zum Felsendom bleibt bis heute höchst geheimnisvoll. Die Überlieferungen des Outremer erzählen, die Templer pflegten den Gral im Templum Domini auf den heiligen Felsen zu stellen, um ihn dort zu verehren. Die talmudischen Schriften scheinen die Verbindung des Ortes zur Bundeslade zu bestätigen, indem sie besagen, der Felsendom sei an der Stelle des salomonischen Tempels gebaut worden und die Lade des Herrn habe auf dem Felsen gestanden. Haben wir es hier mit einem Hinweis zu tun, der die Verbindung zwischen Tempelorden und Bundeslade hervorhebt?

Die alten Überlieferungen sprechen auch von einer „vera crux“ – einem wahren Kreuz –, die sich ebenfalls im Templum Domini befand. Dieses Fragment der vera crux wurde in einem bischöflichen Kreuz aufbewahrt. Aber die Reliquie hatte in Wahrheit sehr wenig mit dem Kreuz Jesu zu tun: Vielmehr symbolisierte sie den „arbor vitae“ – den Lebensbaum –, der wiederum die Achse der Welt verkörperte und Mikrokosmos mit Makrokosmos verband.

Neben der crux beherbergte das Templum Domini auch eine goldene Kerze: Sie markierte die Stelle, an welcher die Jungfrau Maria ihren Sohn Jesus vor die Tempelpriester führte. Dieser Punkt symbolisierte die Kraft der Muttergöttin, ihr göttliches Licht. Der spanische Autor Rafael Alarcon berichtet, dass die Templer die heiligsten Stellen des Templum Domini als Etappen eines mystischen Rundgangs markierten. Auf diese Weise konnten die Pilger bei ihren Besuchen einen Initiationsweg zurücklegen.

Die Tatsache, dass sich die Mönchsritter mehr für den Felsendom als für die Grabeskirche interessierten, scheint außer Frage zu stehen. Der deutliche Vorzug der Templer zugunsten eines islamischen Sakralgebäudes überrascht umso mehr, wenn man bedenkt, dass die Grabeskirche für die christliche Welt das symbolische Grab Jesu darstellt. Jeder Christ war überzeugt, die heiligen Gebeine Jesu seien an jener Stelle deponiert worden bevor der Heiland in den Himmel emporstieg. Es wäre also logischer gewesen, dass der Tempelorden, der sich offiziell

auch als „Militia Christi“ bekannte, die Grabeskirche zur Mutterkirche auserkoren und sie als Templum Domini bezeichnet hätte.

Denn obwohl er eine heilige Reliquie umschloss, die für Judentum, Christentum und Islam gleichermaßen bedeutungsvoll und verehrungswürdig war, wurde der Dom im Zeitalter der Kreuzzüge von der christlichen Welt als heidnisches Bauwerk betrachtet.

Der Kalif Abb-al-Malik aus dem Hause Umaiya begann im Jahr 691 mit dem Bau des Felsendoms. Er beabsichtigte, aus Jerusalem einen Wallfahrtsort zu machen, der mit der Stadt Mekka konkurrieren konnte. Deshalb beschloss er, ein heiliges Gebäude an der heiligsten Stelle der Stadt zu errichten. Seine Mauern mussten den Felsen hüten, auf dem Mohammed, der Gesandte Allahs, eines nachts zusammen mit Moses, Abraham, Salomo und Jesus gebetet hatte.

Für die jüdische Tradition steht der Felsen schon immer in Verbindung mit dem Tempel Jerusalems, mit der biblischen Geschichte und mit der Bundeslade. Die christliche Überlieferung findet wiederum ihre Wurzeln in den jüdischen Schriften. Deshalb berichten die ersten Chronisten der Kreuzzüge, dass der Felsen die damalige Stelle des Allerheiligsten in Salomos Tempel markiert. Dies ist eben der Ort, an dem die Lade des Herrn in alten Zeiten ruhte.

Nach dem – Anfang des 12. Jahrhunderts verfassten – Bericht Albert von Aachens, befinden sich unter dem heiligen Felsen eine Höhle und eine kleine Tür, hinter welcher:

„einige von den allerheiligsten Dingen bis auf den heutige Tag aufbewahrt werden“.
(„Historia Hierosoyimitanae expeditionis“, Albert von Aachen)

Interessanterweise wird diese Höhle auch mit der Ankündigung der Geburt Johannes des Täufers in Verbindung gebracht. Haben die Tempel den Felsen vielleicht deswegen über alle Maßen verehrt? Weil er in einem solchen engen Zusammenhang mit der Geschichte Johannes' stand? Oder war diese Verehrung das Überbleibsel eines älteren Steinkultes – wie Prof. Caskel es in seinem Buch vermutet –, eines Kultes, der ebenso die Verehrung der islamischen Kaaba widerspiegelt? Hat man diese Steine – Meteoriten – als Geschenk des Himmels verstanden? Auch der Gral von Wolfram ist ein Stein, der vom Himmel fiel. Und aus Stein bestanden ebenso die geheimnisvollen Gesetzestafeln Moses'.

Auf dem Berg Moriija, neben dem Felsendom, erhebt sich auch die Al-Aqsa Moschee, die einige Jahrzehnte lang der Sitz der Tempelritter in Jerusalem war. Die Kriegermönche nannten die Moschee „Templum Salomonis“. Sie renovierten die Al-Aqsa Moschee und führten auf dem Berg Moriija Ausgrabungen durch. Von Bischof Otto von Freising wissen wir, dass die Ritter einen Friedhof in der Nähe des Felsendoms angelegt hatten.

Die Höhle im Felsendom lässt uns an jenes architektonische Element denken, das von den Langobarden in Kultbauten eingeführt wurde: die Krypta. Sie ist die unterirdische Struktur, die bei den sakralen Gebäuden den weiblichen Bestandteil – im Gegensatz zum männlichen Kirchturm – verkörpert. Dieser Raum befand sich normalerweise unter dem Hauptaltar und war als Kultplatz gedacht. Dort in der Krypta wurde die Schlange – welche die Energien der Erde symbolisierte – verehrt. Der Turm bekleidete hingegen eine symbolische Wachfunktion und wurde ursprünglich an die Westseite gestellt, am Ort der Finsternis, damit er den bösen Geistern den Zutritt zu den heiligen Gebäuden verwehrte.

In der christlichen Ikonographie hingegen verkörperte die Schlange selbst die Dunkelheit und das Böse. Weil Moses den Stab Aarons in eine Schlange verwandelte, um dem Pharao von Ägypten zu imponieren indem er die eigenen Zauberkraften zur Schau stellte, ließ der gebieterische Jahwe später den Stab in die Bundeslade einsperren. Die magische Energie konnte nun ausschließlich von Gott persönlich kontrolliert werden. Bereits am Anfang der biblischen Geschichte hatte die weise Schlange die Urmutter Eva überzeugt, vom verbotenen Baum zu essen. Wollte das Tier wirklich den Menschen in die Verderbnis stürzen, oder vielmehr ihn zu verborgenem Wissen verhelfen? Die katholische Überlieferung knüpfte an das Alte Testament an. Ihre Symbolik stellte das Tier vom Adler gebändigt oder vom Fuß der Jungfrau Maria getreten dar.

Die christliche Überlieferung jedoch ließ der Madonna mit Schlange auf diese Weise eine zweifache Bedeutung zukommen; denn Maria verkörperte nicht nur die makellose Gestalt, die das hinterlistige Tier zerschmetterte, sondern auch die uralte heidnische Göttin, welche die unterirdischen Energien der Erde unter Kontrolle hielt.

In der Tat war die Jungfrau keine andere als die christliche Erbin der Großen Mutter des Orients und des Mittelmeerraumes. Sie war auch die abendländische Version der ägyptischen Seschat, der Göttin der Schrift, und der Isis mit dem Kind auf ihrem Schoß. Sie hatte alle diese Göttinnen in sich aufgenommen, die aus älteren Kulturen kamen: Inanna, Isis, Kybele, Ischtar, Athena, Artemis, Rhea, Ceres, Sophia. Auch das Symbol der Mondsichel, die man oft an ihren Füßen neben der Schlange sieht, hat seine Wurzeln im uralten Kult der Göttin.

Der Schriftsteller Alberto Manguel stellt in seinem wunderschönen Buch „Eine Geschichte des Lesens“ interessante Überlegungen an, die sich auf das ikonographische Erbe der Sophia, der Göttin der Weisheit, beziehen. Kaiser Justinian weihte dieser Göttin zu Ehren im 6. Jahrhundert in Konstantinopel eine der größten Basiliken: die Hagia Sophia, was nichts anderes als „Heilige Weisheit“ bedeutet. Sophia wurde in den älteren Zeiten immer mit einem Buch dargestellt. Doch schon in den Mosaiken der Basilika der Hagia Sophia wird die Heilige Jungfrau ohne Buch wiedergegeben. Man hatte die Erbin Sophias ihres Weisheitsbuches beraubt.

Laut dem spanischen Schriftsteller ist eine Verkündigung des Malers Simone Martini aus dem Jahr 1333 vielleicht der letzte Versuch, Maria wieder als Erbin der Sophia herzustellen:

„Vor diesem historischen Hintergrund kann man Martinis Mariendarstellung auch als Versuch deuten, die Heilige Jungfrau als Erbin – vielleicht sogar als Verkörperung – der göttlichen Weisheit in ihre alten Rechte einzusetzen und der weiblichen Gottheit die Kraft zurückzugeben, die ihr abgesprochen worden war. (...) Das rot eingebundene Buch, das er irgendwann im Jahr 1333 für den Dom zu Siena (An. d. A.: in der Mariae Verkündigung) malte, stellt möglicherweise eine Andeutung, vielleicht sogar ein Bekenntnis dar.“

(„Eine Geschichte des Lesens“, Alberto Manguel)

In nachfolgenden Mariendarstellungen wird der kleine Jesus, der auf ihrem Schoß sitzt, mit dem Buch der Jungfrau spielen, ja es sogar zerstören. Manguel schreibt:

„In späteren Mariendarstellungen zerknüllt oder zerreißt das Jesuskind die Seiten des Buches, das Maria liest, um seine geistige Überlegenheit zu demonstrieren. (...) für die spätmittelalterlichen Betrachter, denen die Beziehung zwischen Maria und den alten Büchern der Weisheit vielleicht noch gegenwärtig war, diente das Motiv des seitenzerknüllenden Christus als Hinweis auf Paulus und seine frauenfeindlichen Sentenzen.“

(„Eine Geschichte des Lesens“, Alberto Manguel)

Maria war auch die Erbin der Schwarzen Madonnen, die man überall in Europa in Höhlen und unterirdischen Räumen entdeckte; ursprünglich hielt sie diese Rolle inne, teilweise auch zusammen mit Maria Magdalena. Doch diese Heilige wurde nur in begrenzten Gebieten und in direktem, offenem Zusammenhang mit einer gnostischen Geheimlehre zum Bild der weiblichen heiligen Symbolik erhoben.

Die Jungfrau war der Meeresstern, die Himmelskönigin. In diesem Sinne ist jene Überlieferung, die sich als viel älter als das Christentum erweist, aus ihren Zügen deutlich zu erkennen: von einem blauen Mantel bedeckt erscheint Maria von Sternen umgeben.

Dieses wichtige Bild der Mutter Gottes findet aber keine Widerspiegelung in den kanonischen Evangelien oder im Alten Testament. Denn Maria ist in diesen Schriften lediglich eine Randerscheinung. Ihre einzige Aufgabe ist das Gebären des Messias, ihn bis zum Mannesalter zu begleiten. Dann verschwindet sie und taucht nur am Ende wieder auf, still und weinend am Kreuz.

Die mittelalterliche katholische Kirche sah die irdische Frau auf keinen Fall als Spiegelbild Marias. Durch die Heilige Jungfrau hatte die Kirche ein unerreichbares Ideal geschaffen. Das Dogma der unbefleckten Empfängnis konnte sich nur schlecht mit dem täglichen Anblick einer reizenden Frau vertragen. Auf dem Kopf des weiblichen Geschlechtes lastete der Makel von Eva: Sie hatte ihren männlichen Gefährten zur Sünde verleitet, sie symbolisierte die verdorbene Natur der Frau. In einen Abgrund der Unvollkommenheit verbannt, konnte das weibliche Wesen niemals die Perfektion der Mutter Gottes erreichen. Im Gegenteil, sie blieb lange Zeit an der Grenze zwischen einer mangelhaften menschlichen Kreatur und einem gerissenen tierischen Geschöpf hängen. Beunruhigend und unberechenbar, sündhaft und geistesarm wurde die Gefährtin des katholischen Mannes dargestellt.

Aus diesen gegensätzlichen Anschauungen der christlichen Welt entwickelte sich im Mittelalter ein verrücktes, widersprüchliches Szenarium: der Verherrlichung der Heiligen Jungfrau stellte sich die kirchliche Verdammung und Verteufelung der irdischen Frau gegenüber. Letztendlich mündete diese Perversion im Hexenwahn.

Doch die Minne war die Gegenströmung, die das weibliche Geschöpf besang und ihre irdischen Reize und ihre Mütterlichkeit lobte. Es ist unglaublich, dass sich eine solche Tendenz ausgerechnet in dieser frauenfeindlichen Epoche entwickelte.

Man kann sie aber durch eine verborgene, ketzerische Geisteshaltung erklären, die aus dem Orient kam und sich ausschließlich in gewissen Kreisen von weiterblickenden Menschen, Troubadouren und Eingeweihten verbreitete. Es war der gnostische Gedanke, der das neue Bild der Frau erschaffte. Dieser Zweig des Gnostizismus entwickelte sich frei von der christlichen Dogmatik und war mit Hermetik und Magie eng verwoben.

Eben in diesen Kreisen fand die Verschmelzung zwischen der Figur der Magdalena und dem Jungfrauensymbol Marias statt. Denn es gab für diese Leute keinen Unterschied zwischen der Himmelskönigin, symbolische Erbin der Isis, und Magdalenas irdischem Wesen: beide waren Aspekte des Weiblichen. Magdalena aus Bethanien, als weibliches Pendant zu Johannes dem Täufer, bekleidete eine priesterliche Rolle. Sie war die spirituelle, magische Kraft, die sich auf irdischer Ebene mit der Macht der Isis verbinden konnte, der lebende Beweis der engen Verknüpfung zwischen Frau und Göttlichem.

Auch die heilige Anna, die Mutter Marias, stellt ein Aspekt des Weiblich-Göttlichen dar. Überall in Europa finden wir Kirchen, die dieser Heiligen gewidmet sind; ihr Bildnis schmückt oft die Portale der gotischen Kathedralen. In Spanien ist „santa Ana“ auch zu Hause: Das Heiligtum von Covadonga in Nordspanien trägt ihren Namen. Denn Cova-Donga bedeutet „Höhle der Dannan“, und man kann die Verwandlung des keltischen Namens Dannan in Dana, Anna, Ana, Dona, Donga gut verfolgen. Dieses Heiligtum ist tatsächlich in einer Höhle gebaut worden.

Aus der keltischen Göttin Dannan entwickelte sich Ana oder Anna, die Mutter der Mütter. Man könnte sagen, sie symbolisiert diejenige, die in der weiblichen Linie am Anfang stand, die erste Mutter. In diesem Sinne steht Anna in enger Verbindung zur Jungfrau Maria, denn sie verkörpert in den alten Schriften ihre Mutter. Und die Jungfrau Maria ist wiederum die Mutter Jesu. Eigenartigerweise spricht keines der kanonischen Evangelien von Anna. Nur die Apokryphen erinnern an die Existenz dieser Urmutter. Oft begegnen wir der heiligen Anna in den

Kirchen Südfrankreichs: Neben ihr wird ihre Tochter, die Jungfrau Maria, als Kind dargestellt. Auch die heilige Anna wurde von den Templern besonders verehrt.

Eine schöne Darstellung Annas befindet sich in der kleinen Kirche des südfranzösischen Dorfes Bugarach im Aude-Tal. Dies war aber nicht das einzige interessante Detail in diesem Gebäude. Hoch über dem Eingangsportal der Kirche war ein schönes Pentagramm eingemeißelt worden. Viele Pentagramme schmückten auch die Tabernakel aller Altäre dieser Kirche: ein Hinweis auf das Erbe der heidnischen Kulte des Languedoc?

Das ikonographische Erbe der ketzerischen Lehre ist im gesamten Abendland durch die mittelalterlichen Bauten verewigt worden: Symbolik und Bauwissen, sie waren beide von den Vorvätern bis ins Mittelalter vorgedrungen. Die Bauhütten, die die gotischen Kathedralen errichteten, legten die Grundrisse für ihre Arbeit genauso wie ägyptische Bauherren an. Die Meister der Kathedralen benutzten noch die Technik der Messung mit einer Schnur, genauso wie die ägyptischen Priester beim Bau eines Tempels. Diese Technik wurde noch im alten Rom angewendet. Die Punkte, die von den Priestern mit der Schnur gemessen und dann mit Hilfe von Pflöcken markiert wurden, ergaben ein Hexagramm. Auf dieser geometrischen Figur wurde dann das heilige Gebäude errichtet.

Der Architekt Hans Zimmer bemerkt, dass die Steinmetz-Gilden am Rande der Alpen, aus denen die Bauhütte der „Magistri Commacinatorum“ hervorging, als Identitätszeichen das Hexagramm trugen. Das Zeichen tauchte im 11. Jahrhundert im Abendland als architektonische Basis auf, um die Maßverhältnisse der Sakralbauten zu bestimmen. Dieses Wissen, das unter anderem die großen Bauten der Gotik bestimmte, war wiederum bereits in der Renaissance verloren gegangen. Selbst der geniale Künstler und Forscher Leonardo da Vinci beklagte sich, dass seine Zeitepoche das Wissen der Alten um die Beziehungen zwischen Harmonie und Form nicht mehr besaß. Ist dieses Wissen mit der Auflösung des Templerordens von der Bildfläche verschwunden?

Um das Jahr 1000 erschien das Hexagramm als Grundriss der Kirche St. Martin d'Ainey in Lyon und wurde folglich vom Zisterzienserorden als Basisstruktur der Sakralgebäude benutzt. Doch die Gotik verwendete in ihren Baustrukturen sowohl das Hexagramm als auch das Oktogon, indem sie die zwei geometrischen Figuren miteinander kombinierte. Die Templerkirche der Pariser Zitadelle – heute nicht mehr vorhanden – wurde auf einem Hexagramm erbaut, die Templerkirche in London auf einem Oktogon. Es scheint, bei den Bauten des Templerordens wurde eine Synthese der ägyptischen und orientalischen Elemente bevorzugt.